

Wiebke Topf  
Nur die Liebe zählt

„Wenn das Leben Dich zeichnet – macht Liebe ein Kunstwerk daraus.“

WIEBKE TOPF

Nur  
die  
*Liebe*  
zählt.

*„Wenn das Leben Dich zeichnet –  
macht Liebe ein Kunstwerk daraus.“*

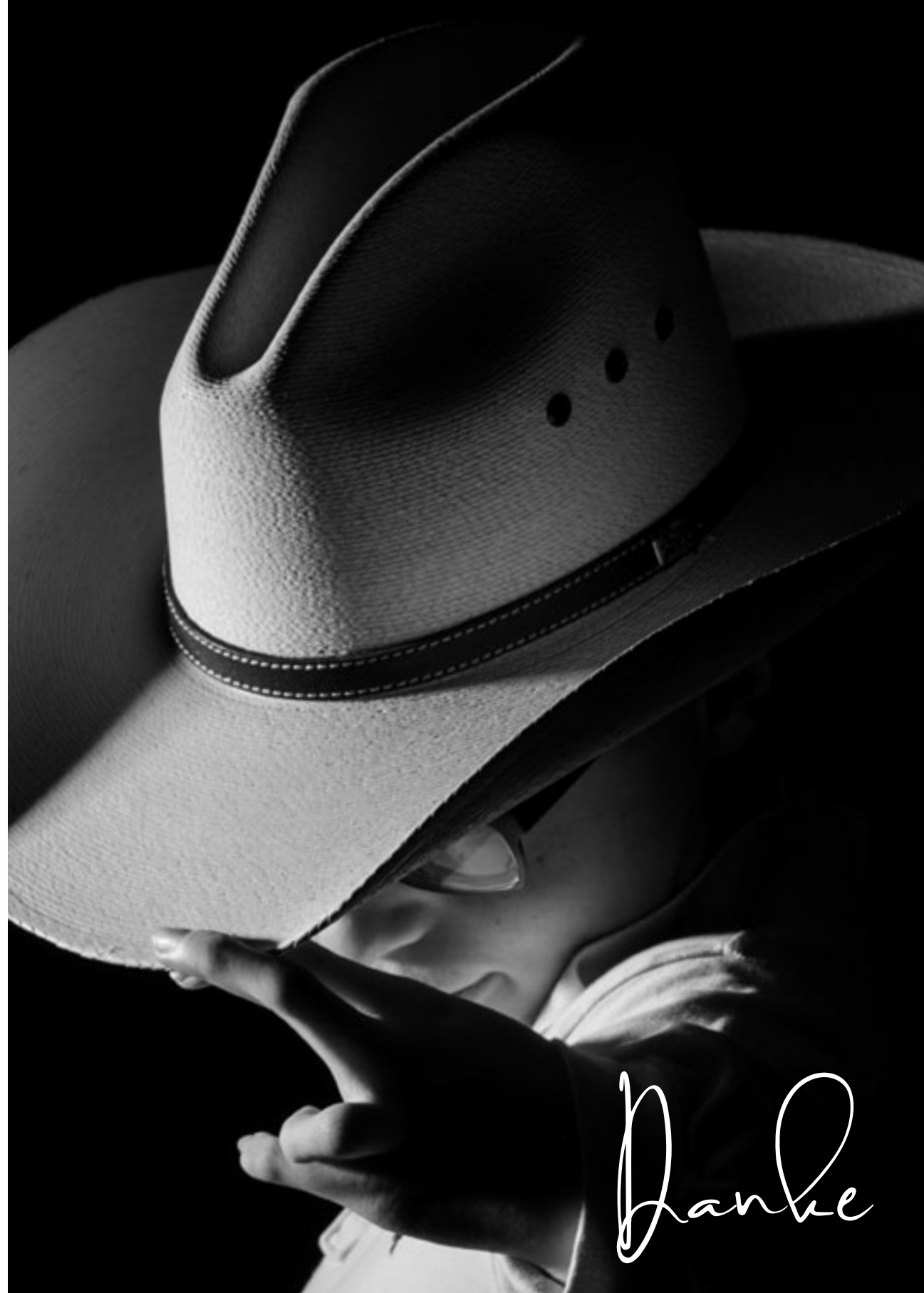
Wiebke Topf  
Nur die Liebe zählt  
Wenn das Leben Dich zeichnet, macht Liebe ein Kunstwerk daraus

1. Auflage  
© 2021 Wiebke Topf  
[www.josia-topf.com](http://www.josia-topf.com)

Christliche Verlagsgesellschaft mbH, Dillenburg (Koproduktion)  
Best.-Nr. 271776 · ISBN 978-3-86353-776-0

Fotos:  
Marie Theres Graf, Grafschaft Erlangen  
Ralf Kuckuck, DBS / NPC Germany  
Michael Bernstein, ABM/ Bernstein Films bF  
Wiebke Topf

Satz und Umschlaggestaltung: Sommerer Satz und Druck, Nürnberg  
Gedruckt in der EU



*Danke*

# Einleitung.

***„Wenn Du ein Buch über all das, was Du erlebt hast, schreiben würdest, würde ich es lesen!“***

Zum wiederholten Mal hörte ich das jetzt, nachdem ich auf einem Frauenfrühstück gesprochen hatte.

Doch es stieß nicht auf Resonanz bei mir, da ich ja sowieso für nichts Zeit hatte, wie sollte ich da ein Buch schreiben.

Ich war froh, wenn ich rechtzeitig meine E-Mails beantworten konnte. Außerdem brauchte die Welt vielleicht nicht noch ein Buch über ein tolles behindertes Kind, davon gab es schon einige beeindruckende Versionen.

Als dann in diesem Frühjahr 2020 das Sars-Cov2-Virus die weitere Jahresplanung übernahm und uns alle ins Haus verbannte, beschloss ich, es einfach mal zu versuchen.

Es ist eine lockere Sammlung vieler Geschichten und Erlebnisse geworden, die nicht hauptsächlich das Leben mit einem behinderten Kind schildern sollen.

Mein großer Wunsch ist, dass Menschen, die Leid erlebt und den Eindruck haben, deshalb ihr Leben nicht mehr meistern zu können, ermutigt werden und eine Möglichkeit finden, ihrem Leben wieder eine neue Ausrichtung zu geben.

Aus diesem Grund haben wir vor einigen Jahren unseren Verein „Weitergehen e. V.“ genannt.

Das wünsche ich jedem Leser:  
ein Weitergehen – ganz besonders in der Beziehung mit Jesus.



*Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe,  
diese drei; die Liebe aber ist die Größte unter ihnen.*

1. Korinther 13,13 (Luther 2017)

Dieser wunderbare Vers aus dem sogenannten Hohelied der Liebe ist einer meiner liebsten in der Bibel. Er ist so unmissverständlich. Einfach, prägnant und hilfreich.

Die Liebe vermag alles. Und ohne Liebe sind wir nichts.

Die Liebe, die ich von Gott erfahren habe, hat meinen Glauben gerettet und mich immer wieder zu ihm zurückgebracht.

Sie bringt mein Leben in Ordnung, meine Fragen in die richtige Reihenfolge und meine aufgewühlte Seele zur Ruhe.

Alles, was wirklich Bestand hat, was einen Unterschied macht, was Großes bewirken kann, kommt aus der Gewissheit, dass man geliebt wird und dass man liebt.

Wenn ich als Sprecherin für Frauenfrühstückstreffen eingeladen werde, wird als Titel des Vortrags oft „Leben. Lieben. Leiden.“ ausgewählt. Alle drei Nuancen kommen im Leben jedes Menschen vor. Sie sind nur bei jedem unterschiedlich verteilt.

Gerne würden wir das Thema „Leiden“ ganz ausklammern. Wir möchten lieben, wir möchten leben, möchten gut leben – aber leiden will niemand.

Wir beschäftigen uns grundsätzlich erst mit dem Thema „Leid“, wenn es uns bereits getroffen hat. Und es ist auffallend, dass sich Menschen, die sich ein Leben lang nicht für Gott interessieren, verärgert an ihn wenden, wenn ihnen etwas zustößt, wenn sie Leid erfahren.

„Wie kann der liebe Gott denn so etwas zulassen?“

„Ich war doch immer ein guter Mensch!“

„Das habe ich nicht verdient!“

Aber auch bei Menschen, die Gott kennen und ihm nachfolgen, kommen solche Fragen auf und Gedanken werden laut wie: „Ich habe doch immer gebetet, ich war regelmäßig in der Kirche, ich habe so viel Geld gespendet. Wieso stößt mir jetzt so etwas zu?“

Gott und die Beziehung zu ihm oder die Zugehörigkeit zu einer Kirche bieten keine „Rundum-Lebensversicherung“, die wir im Bedarfsfall abrufen können. Wenn das so wäre, würden sich sehr viel mehr Menschen für den Glauben interessieren, denn abgesichert sein möchte jeder.

Intellektuell stimmen wir dem zu, aber emotional können wir oft nicht folgen. Auch wenn wir schon lange mit Gott leben und verschiedenste Theologien, Erfahrungsberichte und Predigten gehört und verinnerlicht haben, kann es sein, dass es durch erfahrenes, unverstandenes Leid zu einem Bruch in der Beziehung zu Gott kommt.

Es ist dann so wie in einer Ehe, in der man noch zusammenlebt und den gleichen Namen trägt. Aber das Lebendige, die Liebe und das Vertrauen, das, was eine Beziehung ausmacht, ist verschwunden.

Von außen sieht man Personen meist nicht an, wie schlecht es möglicherweise um ihre Ehe bestellt ist. Genauso wenig sieht man es Menschen an, in welcher inneren Not sie sich befinden.

Wir wahren als Christen den Schein, geben nicht zu, dass wir uns von Gott im Stich gelassen fühlen, dass wir uns ihm eigentlich gar nicht mehr ausliefern wollen und dass wir ihn auch nicht (mehr) von Herzen anbeten können. Denn solche Gedanken und Gefühle „gehören“ sich nicht, wenn man Christ ist.

Im Anschluss an meine Vorträge über Leid kommen viele Frauen zu mir und erzählen mir ihre Geschichten. Sie handeln von kleineren und größeren Katastrophen, davon, dass das Leben so ganz anders gelaufen ist, als man sich das gewünscht und vorgestellt hat. Die eigentliche Not dahinter aber bestand oft darin, dass alle diese Ereignisse zu einem Verlust der persönlichen Beziehung zu Gott oder Jesus geführt hatten. Darunter litten diese Menschen sehr.

Die Beteiligten waren nicht ehrlich mit ihrem Empfinden und ihren Gefühlen umgegangen, sondern hatten den Schmerz, ihre wahren Gefühle und Fragen unter einer christlichen Decke versteckt.

Trotzdem waren viele von ihnen immer noch als Mitarbeiter in der Kirche, in der Gemeinde aktiv, lebten als Christen, traten ein für ihre Überzeugungen. Eine Mitarbeiterin im Kindergottesdienst sagte einmal zu mir:

„Ich erzähle den Kindern jeden Sonntag, dass Gott gut ist, aber wenn ich ehrlich bin, glaube ich das, nach dem was ich durchgemacht habe, selbst schon lange nicht mehr.“

Wenn wir das, was wir erlebt haben, nicht mehr mit dem zusammenbringen können, was wir glauben, stehen wir unter gewaltigem Druck. Unser Herz entfremdet sich von Gott durch die Enttäuschung, es besteht keine Herzens- oder Liebesbeziehung mehr.

Wir leben unseren Glauben im Rahmen unserer Traditionen, verinnerlichten Werte und Erziehung. Und das kann oft sehr anstrengend sein.



Ich habe mich im Kindergarten bei Ordensschwestern aus der Christusbruderschaft Selbitz zu Jesus bekehrt. Jeden Tag erzählte Schwester Renate uns Kindern eine biblische Geschichte. Dabei leuchteten ihre Augen so sehr, dass mich diese Begeisterung für Jesus und die Bibel in den Bann zog. Das musste ich auch erleben.

Manchmal denke ich, dass dieser unverdorbene Kinderglaube das einzig Wahre überhaupt gewesen ist. Nicht verknotet, einfach, direkt, voller Glauben und Vertrauen, dass Gott alles sieht, alles weiß und immer hilft. Aber wenn man sich als Kind zu einem Erwachsenen entwickelt, muss sich der Glaube mit entwickeln. Er darf nicht auf der intellektuellen Stufe eines fünfjährigen Kindes stehen bleiben.

Das blieb er auch nicht, und auch wenn ich inzwischen vieles in Frage stelle, bin ich dankbar für die vielen Menschen, Erfahrungen und Meinungen, die mir begegnet sind.

1994 heiratete ich meine große Jugendliebe Hans-Georg, einen Menschen, der so ganz anders tickte als ich – und es immer noch tut. Er ist eine sehr große Bereicherung. Durch ihn werde ich mit ganz anderen Ansichten und Einblicken konfrontiert – was ich sehr schätze.

Nachdem wir zehn Jahre verheiratet waren und Hans-Georg sein Medizinstudium fast abgeschlossen hatte, beschlossen wir, eine Familie zu gründen, und im September 2002 wurde ich schwanger.

Alles schien unproblematisch zu verlaufen, bis ich in der 28. Woche bei einem Kontrolltermin bei meiner Frauenärztin aufgefordert wurde, eine Zweitmeinung in der Uniklinik einzuholen. Auf meine Frage, ob ich mir Sorgen machen müsste, verneinte sie und meinte, es wäre nur zur Sicherheit. Sie sei sich nicht sicher, ob die Beine gleich lang wären.



Als ich in der Uniklinik in Erlangen um einen Termin für eine Ultraschalluntersuchung zur Kontrolle bat, meinte die zuständige Dame nur, sie hätten hier wirklich Problemfälle und eigentlich keine Zeit für solche Überprüfungen. Da Hans-Georg aber Kollege war, machte sie eine Ausnahme und schob mich dazwischen.

Wir wussten zu diesem Zeitpunkt bereits, dass unser Baby ein Junge war, und die Frauenärztin hatte bei den zurückliegenden Untersuchungen immer von den perfekten Maßen geschwärmt.

Völlig entspannt ging ich also ohne Begleitung zu diesem Termin, und auch der Arzt, der den Ultraschall durchführte, meinte lächelnd, bevor er mit der Untersuchung anfing, dass die ansässigen Frauenärzte manchmal beim Messen den Arm mit dem Bein verwechseln würden; das hätten sie schon oft erlebt.

Doch plötzlich änderte sich die Stimmung. Was nun geschah, sehe ich in meiner Erinnerung nur noch wie durch einen Nebel. Woran ich mich erinnere, ist, dass sich das Zimmer auf einmal mit vielen Ärzten und Studenten füllte. Es wirkt in der Erinnerung wie ein eingefrorenes Bild, sehr skurril ...

Mir war klar: Da war etwas überhaupt nicht mehr in Ordnung. Keine Ahnung, wer genau mir was mitteilte, mir wurden vorher schon die Knie weich und ich kollabierte fast, weil ich an der Atmosphäre wahrnehmen konnte, dass da jetzt nichts Gutes auf mich zukam. Man teilte mir ziemlich emotionslos mit, dass das Kind keine Arme und verkrüppelte Beine hätte – bei den Füßen sei man sich nicht ganz sicher –; und möglicherweise wäre es aufgrund der Vielzahl von körperlichen Missbildungen auch schwer geistig behindert.

In meiner Erinnerung verließen dann alle das Zimmer und gingen in den Nebenraum. Ich fing an hysterisch zu weinen und fühlte mich komplett allein. Ich frage mich bis heute, warum mich keiner von den vielen Menschen getröstet, mir zugeredet oder mich in den Arm genommen hat. Dies war einer der einsamsten und schrecklichsten Momente in meinem Leben.

Dann teilte man mir mit, dass man meinen Mann verständigt hätte. Als er in den Raum eintrat, wurde er erst einmal mit den Worten begrüßt: „Herr Kollege, kommen Sie mal hierher und schauen Sie sich das an!“ Als wäre er in diesem Moment hauptsächlich Kollege!

Schließlich ließ man mich unterschreiben, dass ich über die Möglichkeit eines Schwangerschaftsabbruchs unterrichtet worden sei. Zusätzlich informierten sie mich darüber, dass in so einem fortgeschrittenen Schwangerschaftsstadium ein Abbruch derzeit leider hier im Haus nicht angeboten werden könne und rieten mir dringend, eine geeignete Einrichtung aufzusuchen. Über eine erfolgreiche Fortführung der Schwangerschaft sprach eigentlich niemand.

Ich hatte das Gefühl, als hätte mich eine Bombe getroffen. Die nächsten Tage verbrachte ich auf- und abgehend, immerzu vor mich hinmurmelnd: „Was soll ich denn jetzt bloß machen?“

Ich konnte nichts essen oder trinken, ich befand mich wie in einem dunklen Tunnel.

Wenn ich meine Geschichte erzähle, werde ich oft gefragt, wie sich denn mein Mann in dieser Situation verhalten hat.

Und dann berührt es mich immer wieder, wenn ich sagen kann, was er damals als Erstes gesagt hat: „Ich liebe dieses Kind schon lange; und jetzt, wo ich weiß, dass es krank ist, braucht es mich umso mehr!“ Zu keiner Zeit ist er von diesem Satz abgewichen. Nicht weil religiöse Werte im Vordergrund standen, sondern weil seine Liebe zu unserem Sohn im Vordergrund stand und alles andere überstrahlte.



Ich hingegen konnte so schnell keine derartig klare Aussage treffen. Natürlich hieß es in unseren christlichen Kreisen immer, Abtreibung sei Mord. Aber, wenn es einen persönlich betrifft und man unter Schock steht, merkt man, dass darüber zu reden oder damit real konfrontiert zu werden, doch zwei sehr unterschiedliche Dinge sind. Interessanterweise nahmen unsere christlichen Freunde dazu auch gar nicht Stellung. Außer einer Person traute sich niemand zu sagen, dass Abtreibung – was in unserem Fall Tötung durch eine Spritze und anschließende Totgeburt

bedeutet hätte – in seinen Augen Mord sei. Unser ganzes Umfeld, unsere Familien, unsere Freunde, alle standen einfach nur unter Schock.

Es war, als müssten wir uns zwischen Pest und Cholera entscheiden. Eine Lösung, die sich gut und richtig angefühlt hätte, gab es nicht. Wie soll man eine Entscheidung fällen, wo man doch keine Ahnung von nichts hat?!

Bereits nach einer Abtreibung in einem sehr frühen Stadium haben viele Frauen im Nachhinein mit ihrer Entscheidung zu kämpfen. Ich wusste, dass meine Seele es nicht überleben würde, wenn ich nach dem Schwangerschaftsabbruch ein totes Kind auf die Welt bringen müsste.

Kommen Kinder – aus welchen Gründen auch immer – zu früh auf die Welt, wird in der Klinik alles aufgefahren, um sie optimal zu unterstützen und durchzubringen. In unserem Fall wollte man sicher gehen, dass es nicht lebend auf die Welt kam. Was für eine verrückte Welt! Niemand konnte uns genau vorhersagen, wie diese Ultraschallprognose und reale Behinderung sich auswirken oder konkret aussehen würde. Ich hatte so ein Kind auch noch nirgendwo gesehen.

Wie schlimm es werden und ob dieses Kind überhaupt lebensfähig sein würde, was da alles auf uns zukommen würde – keiner konnte das so genau sagen. Furchtbare Vorstellungen quälten mich. Alle Babyklamotten mit langen Ärmeln, die ich bereits gekauft hatte, schienen mich zu verhöhnen. Dabei wusste ich, dass die Frage der Einkleidung eins der kleineren Probleme werden würde.

Ein viel größeres Problem, das mich umtrieb, war zum Beispiel: Wie ging das alles zusammen mit einem guten, liebenden Gott? Ich hatte keine Ahnung!

*Denn er hat seinen Engeln befohlen,  
dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen,  
dass sie dich auf den Händen tragen  
und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößt.*

Psalm 91,11-12 (Luther 2017)

Ich erzähle oft, dass ich diesen Vers nicht einmal mehr denken konnte, weil ich dachte: Ich habe keine Fußverletzung von einem Stein, an dem ich mich gestoßen habe, ich habe einen ganzen Steinschlag mitten auf den Kopf bekommen! Was soll das?! Habe ich so schlecht gelebt, dass ich das jetzt erleben muss? Was habe ich falsch gemacht? Wofür bestraft Gott mich jetzt genau? Will er mich erziehen? Und wenn ja, warum und wozu? Liebt er mich nicht mehr? Hat er mich vergessen?

Meine Gedanken kreisten in einer Abwärtsspirale und zogen mich in einen Strudel tiefer Verzweiflung.

An anderen Tagen hoffte ich einfach, ich würde wie aus einem schlechten Traum erwachen und ging hoffnungsvoll zum nächsten Ultraschalltermin, um dann wieder zu hören, dass die Ausgangsdiagnose sich nicht verändert hatte.

Manchmal hatte ich den Eindruck, dass wir als Christen, wenn uns etwas zustößt, schlimmer dran sind als die Menschen, die nicht mit Gott rechnen. Wir müssen uns das alles mit einem liebenden Gott erklären, wenn wir Christen bleiben wollen. Denn wir wollen ja nicht einem grausamen, willkürlichen Gott nachfolgen. Es ist schwierig, das alles zu verarbeiten, und es bringt nichts, wohlklingende Bibelverse einfach aus der Tasche zu ziehen und drüber zu bügeln, wenn sie im Herzen nicht als ein Reden Gottes wahrgenommen werden.

Ich habe Familien mit behinderten Kindern erlebt, die nicht gläubig waren und die einfach pragmatisch gesagt haben: „Das passiert halt ab und zu. Machen wir das Beste draus.“

Solche Familien hatten auch den Mut, noch weitere Kinder zu bekommen. Sie brauchten keine Generalerlaubnis oder einen Zuspruch Gottes.